

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Samstag, 21. Mai

1932.



22. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Maximiliane umschlang Hermann Fahrensolls Hals, küßte ihn und sah ihm tief in die Augen; verwirrt erwiderte er ihren Blick.

„Dummer Papi!“ Maximiliane stieß ihm in die Seite. „Ich freue mich doch so!“

„Ich auch, ich auch. Kind!“ erwiderte Fahrensoll, noch ganz benommen von dem herzhaften Kuß und tiefen Blick.

„Was mag da geschehen sein?“ fragte Luß Hartner bedrückt.

„Ich habe Wort für Wort, sowohl im Deutschen als auch Russischen und Französischen verstanden!“ erwiderte Fahrensoll. Er stellte den ganzen Vorgang dar, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt hatte. „Die Entführer sind also Russen!“ sezte er hinzu. „Sie sprechen mit Lanna französisch, da sie wohl kein Russisch versteht!“

„Dieser Lump!“ fuhr Luß auf. „Ein Glüd nur, daß noch andere, anständige und auch scheinbar sehr energische Männer an Bord waren!“

„Und Prügel hat er gekriegt!“ fiel Maximiliane befridigt ein. „Die hat er verdient! Es waren für seine schmutzige Gesinnung sicher noch viel zu wenig!“

„Doktor Cleff der Einbrecher?“ Bekümmert schüttelte Wieland Rhomburg den Kopf. „Nie und nimmer hätte ich das geglaubt! Wie habe ich ihm vertraut! Aber lassen wir das alles! Freuen wir uns, daß wir eine Nachricht von Lanna erhalten haben! Freuen wir uns der Gewißheit, daß sie lebt! Und hoffen wir, daß sie uns bald weitere Nachricht geben wird!“

„Aber geheimhalten! Unbedingt geheimhalten! Wenn die Reporter davon erfahren, funkten sie darüber an die Zeitungen in allen Erdteilen! Die Gefahr ist zu groß, daß die Entführer des „Ikarus XI“ eine solche Meldung auffangen und daraus entnehmen könnten, daß Lanna eine Möglichkeit gefunden hat, uns durch das Radio Nachricht zu geben!“

Alle stimmten zu.

„Zweifellos war der Kommandeur ein Russe! Merkwürdig, mir ist, als hätte ich diese energische Führerstimme schon irgendwo einmal gehört! Ich werde sehr eingehend darüber nachdenken!“ sagte Fahrensoll.

„Und ich werde ein Flugboot zum Aufstieg fertig machen!“ sezte Luß Hartner hinzu.

„Nimm das größte, Luß, das für vierundzwanzig Personen!“ bestätigte Wieland Rhomburg.

„Nun, Maxl, wie denkst du jetzt über den Zufall?“ wandte Fahrensoll sich später lächelnd an Maximiliane von Eib.

„Ich erkenne an, daß du recht hattest, Papi!“ antwortete sie gedehnt.

„Und worin besteht meine Belohnung?“

Maximiliane errötete unter seinem lustigen Blick und sah zur Seite.

„Ich möchte gern noch so einen Kuß haben wie vorher, Maxl!“

Über Maximilianes Antlitz huschte ein glückliches Erschrecken, dem jedoch sogleich ein schmerzliches Zucken ihres Antlitzes und ein Erbeben ihres Körpers folgten.

„Nein, so nicht!“ erwiderte sie zornig und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Verblüfft sah Fahrensoll ihr nach.

„Nanu?! Was war das?“ fragte er sich selbst.

„Verstehe“ einer diese Frauen!“ wollte er wieder, wie sonst immer, hinzusehen, aber dann stugte er.

Er tippte sich an die Stirn.

„Freund, Freund!“ redete er sich in den Spiegel hinein zu. „Mit Frauenherzen spielt man nicht! Merk dir das, daß Maxl ein junges Weib, eine junge Dame und ein so reizender und lieber Mensch ist und meinem Herzen so nahe steht, daß ich nicht dulden werde, daß man ihr weh tut! Für Scherz und auch für Ernst bist du zu alt ihr gegenüber! Du hast nichts anderes als ein korrekter Papa zu sein! Merk dir das, alter Freund, sonst kriegst du es mit mir zu tun!“

32.

Kurz nacheinanderkehrten die Gruppen Doglow und Gubin zurück, die den Oberlauf des Chatanga abzusuchen gehabt hatten. Schon an den Mienen der Männer war zu erkennen, daß ihre Expedition keinen Erfolg gehabt hatte.

„Sollen alle unsere Bemühungen und Opfer vergeblich gewesen sein?“ In erbitterter Hartnäckigkeit maß der Fürst den Führerstand und den langen Flur im Rumpf des „Ikarus XI“, hin und her, und her und hin. „Wir können unmöglich den Chatanga mit einem anderen Fluße verwechselt haben! Es kann nicht sein! Es darf nicht sein!“

Niemand wagte sich mehr in die Nähe des Fürsten, der sich grollend fast aufsehrte in bohrendem Ingrimm und ohnmächtigem Wehren gegen die harte Wirklichkeit.

Lanna gelang es mehrmals, die Radiokabine unbemerkt zu betreten und den Standort des „Ikarus XI“ in den Apparat zu sagen.

Ob sie mich hören?! dachte sie jedesmal. Sie müssen mich hören, denn es ist ja doch undenkbar, daß sie das Empfangsgerät unbeobachtet lassen!

Auch die beiden letzten Kolonnenkehrten zum Flugzeug zurück. Erschöpft und niedergedrückt meldeten auch sie, daß der Schatz nicht zu finden gewesen war.

Aus dem Antlitz des Fürsten wich die Röte der Erregung nicht mehr.

„Ich begreife es nicht! Wir haben den Friedhof der Mammuts! Wir hatten unzählige der schweren Eisenbeinzähne in Händen!“ wiederholte er immer wieder. „Unmöglich kann man uns zuvorgekommen sein, denn wer hätte in diese verlassen Gegend kommen sollen, wer hätte die Möglichkeit gehabt, den viele Tonnen schweren Schatz abzutransportieren?“

„Vielleicht war der Schatz Tausende von Jahren im Fluß begraben?“ vermutete Doglow, mehr um den Fürsten zu beruhigen, als aus eigener Überzeugung heraus. „Vielleicht hatte damals, als der Zufall euch den Mammutfriedhof finden ließ, irgendein Umstand den Fluß einen anderen Weg einschlagen lassen, nach dessen Wegfall der Strom wieder in sein altes Bett zurückgekehrt ist? Oder vielleicht hat das Flußbett sich inzwischen verbreitert und den Schatz überschwemmt?“

Der Fürst atmete auf.

„Wir werden das Flußbett absuchen, Doglow! Schritt für Schritt werden wir mit Stangen das Eisenbein zu finden wissen!“ Doglow schüttelte ernst den Kopf.

„Denke daran, Mijscha, daß die Jahreszeit bereits bedenklich vorgeschritten ist! Schau hinaus! Kaum mehr erscheint die Sonne! Bald werden wir den Winter hier haben! Unsere Vorräte gehen zur Neige! Wir dürfen die Akkumulatoren nicht erschöpfen, sonst sind wir verloren!“ Hestig fuhr Fürst Trufanoff auf.

„Wir dürfen die Suche noch nicht aufgeben, Boris! Denke an die Zukunft unserer Bewegung! Wir müssen den Schatz finden, koste es, was es wolle!“

Doglow salutierte militärisch.

„Mijscha! Mich kannst du in den Tod schicken! Ich werde deiner Order ohne Widerspruch Folge leisten! Doch denke an die Kameraden — fünfzig der treuesten Männer, über die wir verfügen! Denke an dich selbst, denke daran, daß unsere Bewegung den Führer verlieren wird! Erwinnere dich auch Wana Rhomberts und der Besatzung, in deren Schicksal du eingegriffen hast und für die du verantwortlich bist! Und denke auch an die Fürstin Wera Wsaweta Trufanoff, die sich längst in der Sorge um dich verzehren wird!“

Über das Antlitz des Fürsten flog ein schmerzliches Zucken; Tränen traten in seine Augen.

Er umarmte Doglow.

„Verzeih, verzeih, mein Freund, daß ich an dies alles nicht denke, jetzt noch nicht denken kann! Ich werde mich daran erinnern, aber ich bitte dich, Boris, alter Freund, laß mich jetzt nicht im Stich, verliere jetzt nicht die Nerven! Wir müssen, wir müssen ja doch den Schatz finden!“

Er stampfte den Boden und ballte die Fäuste.

„Boris!“ wiederholte er laut und heftig, „wir müssen ihn finden, den Schatz! Wir müssen ihn finden!“

Der ehemalige Rittmeister richtete die schmale Gestalt hoch auf und salutierte militärisch, doch sein Gesicht zuckte noch immer vor Erregung und Sorge — um die anderen, sicher nicht um sich selbst.

„Zu Befehl, Mijscha! Wir müssen den Schatz finden!“

33.

Endlich war Hermann Fahrensoll darauf gekommen.

„Die Stimme war diejenige des Fürsten Trufanoff! Kein anderer kann es gewesen sein, ich täusche mich nicht!“

Er berichtete über sein Erlebnis in Paris, und am gleichen Tage noch flog er in einem Flugzeug dorthin.

Die Wohnung über dem „Bunten Kakadu“ war verschlossen; niemand antwortete ihm. Glücklicherweise erinnerte er sich der einmal vom Fürsten erwähnten Adresse der Fürstin, die eine stille, etwas abgelegene Villa in der Nähe des Bois de Boulogne bezogen hatte.

Sofort erkannte die ernste und schöne Frau ihn wieder.

„Ich habe es bedauert, daß ich Sie damals nicht mehr sah und Ihnen nicht noch einmal danken konnte für Ihr tapferes und erfolgreiches Eingreifen und auch für die schönen Blumen, die Sie mir am Tage darauf sandten, Herr Fahrensoll!“

Fahrensoll wehrte lächelnd ab und fragte geradeswegs nach dem Fürsten Trufanoff.

Die Fürstin antwortete zunächst mit befangenem Blick, als ahne sie, daß es sich um eine Angelegenheit handelt, die sich gegen die Person des Fürsten richtete; erst nach einer Weile sagte sie unsicher.

„Ich weiß es nicht, wo er sich aufhält, Herr Fahrensoll! Vor einigen Wochen verabschiedete er sich von mir mit der Mitteilung, daß er für längere Zeit ins Ausland reisen müsse.“

Fahrensoll nickte bestätigend, berichtete über das Geschehene und legte auch offen seine Vermutung dar, daß er annehme, der Fürst habe den „Ikarus XI“ entführt.

Erschreckt lauschte die Fürstin; je länger er sprach, desto stiller und niedergedrückter wurde ihr Wesen. Schließlich nickte sie zustimmend und resigniert.

„Nach dem Gehörten bin auch ich überzeugt, daß Fürst Trufanoff die Hand im Spiele hat! Ich möchte fast sagen, daß ich keinen Menschen kenne, dem ich diesen Streich mehr zutrauen würde als ihm!“

Fahrensoll blickte ihr in herzlichster Aufrichtigkeit in die Augen.

„Ich habe damals freundschaftliche Sympathie für den Fürsten gefaßt, Durchlaucht! Allein aus diesem Grunde habe ich davon abgesehen, ihn unter seinem Namen funktentelegraphisch anzurufen. Ich kann mir nichts anderes mehr denken, als daß er aus irgendeinem, von seinem Standpunkt aus sicher gewichtigen Grunde, nach Rußland oder Sibirien geflohen ist. Hätte ich aber unter seinem Namen an ihn gesunkt und ihn ersucht, den „Ikarus“ und die Gefangenen zurückzugeben, so wäre ein solcher Funkpruch sicher von russischen Stationen abgehört worden; eine Stunde danach bereits wäre die Kriegsluftflotte alarmiert und auf der Suche nach ihm gewesen!“

Totenblaß und wankend erhob sich die Fürstin.

„Um Himmelswillen, Herr Fahrensoll, tun Sie es nicht! Ich bitte Sie darum! Ich flehe Sie an! Ich beschwöre Sie, tun Sie es nicht, solange nicht alle anderen Mittel erschöpft sind!“

Fahrensoll schüttelte beruhigend den Kopf; die Sorge der Fürstin erschütterte ihn.

„Gewiß werde ich es nicht tun, Durchlaucht!“

„Dank, Dank, Herr Fahrensoll! Doch sagen Sie es mir: Was haben Sie vor? Was gedenken Sie zu tun?“

„Zunächst will ich noch abwarten, bis der Aufenthaltsort des „Ikarus XI“ festgestellt worden ist, Durchlaucht; dann werde ich mit meinen Freunden dorthin fliegen und mit dem Fürsten ein vernünftiges und sehr ernstes Wort reden müssen!“

„Bitte, Herr Fahrensoll, bitte, nehmen Sie mich mit!“

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht! Ihr Einfluß auf den Fürsten wird uns beim Bemühen, ihn zur Vernunft zu bringen, sicher sehr nützlich sein!“

Schon beim Verlassen des Flugzeuges auf dem Landeplatz der Rhombert-Werke wurde Fahrensoll von Wieland Rhombert und Maximiliane von Eib mit Jubel begrüßt.

„Anna hat wieder gerufen! Was meinst du, wo „Ikarus XI“ und sie stecken?! Du ahnst es nicht!“ befürmte Maximiliane ihn sogleich.

Fahrensoll machte die Fürstin Trufanoff bekannt und fragte danach interessiert:

„Na, wo denn, Kind?! Reden, reden!“

„Achtundsechzig Grad vierzehn Minuten sechszwanzig Sekunden nördlicher Breite und hundertzwei Grad einunddreißig Minuten und sieben Sekunden östlicher Länge, auf dem Chatanga, einem Fluß, der durch Nordibirien ins Nördliche Eismeer fließt!“

„Hurra! Dann kann's ja gleich losgehen!“

„Aber ich darf mitfliegen, Papi?!“

„Das müssen wir uns erst noch überlegen, Kind! Es handelt sich um keinen Vergnügungsausflug, sondern um eine sehr, sehr ernsthafte und anstrengende Expedition!“

(Fortsetzung folgt.)

Der echte Sealmantel.

Von Carl Georg Asperger.

Robert und Ilse hatten im Frühjahr geheiratet, aber keine Hochzeitsreise unternommen, weil sich Robert in der günstigen Saison von seinen Geschäften nicht hatte losmachen können. Um seine Frau für die unterbliebene Hochzeitsreise zu entschädigen, hatte er ihr für Ende August einen vierzehntägigen Aufenthalt in Abbazia versprochen.

Und in der Tat fuhr das junge Ehepaar gegen Mitte August nach dem sonnigen Süden. Ilse war reiflos glücklich, denn einer ihrer sehnlichsten Wünsche ging nun in Erfüllung. Stundenlang blickte sie auf die blaue See, um sich dann von den leise plätschernden und in den Klippen gluckenden Fluten umfassen zu lassen. Bisher hatte sie nur mit kummern Reiz den begeisterten Berichten ihrer Freundinnen lauschen müssen, die ihr von ihren wunderbaren Erlebnissen im Süden, von Bootfahrten und lauschigen Vorbeerbainen, von türmisch heranrollenden und donnernd sich brechenden Wogen und von der bezaubernden Farbenpracht des Sonnenuntergangs erzählt hatten. Nun war das alles für sie zur Wirklichkeit geworden.

Eines Vormittags — Robert war zur Post gegangen, und Ilse erwartete ihn im Lesezimmer der kleinen Pension — trat ein eleganter älterer Herr an sie heran, verbeugte sich höflich und bot ihr ein Los an:

„Gnädige Frau können damit einen herrlichen echten Sealmantel gewinnen, der von einer amerikanischen Millionärin gespendet wurde, die im Hotel Quisjana wohnt. Es ist eine kleine Lotterie im Rahmen der großen Wohltätigkeitsveranstaltungen, die in dieser Woche stattfinden. Die Chancen sind sehr groß: Es sind nur neunzig Nummern. Ein Los kostet bloß hundert Lire ...“

„Mein Mann ist jetzt nicht hier ...“

„Eine so kleine Ausgabe, gnädige Frau ... Bedenken Sie doch, ein echter Sealmantel ... Ich hab' nur noch elf Lose, die Nummern von 20 bis 30, die anderen sind schon alle verkauft ... Die Ziehung findet heute nachmittag um vier Uhr in der Halle des Hotel Quisjana statt ... Lassen Sie sich die seltene Gelegenheit doch nicht entgehen ... Ein großartiger Einfall, gnädige Frau: Nehmen Sie die Nummer, die ihrem Alter entspricht! Das wird Ihnen gewiß Glück bringen! Nun, welche Nummer darf ich Ihnen geben, gnädige Frau? Zwanzig? Einundzwanzig?“

Tief erröthend stammelt Ilse: „Einundzwanzig, bitte ...“ In Wirklichkeit war Ilse sechsundzwanzig. Aber warum sollte sie das dem fremden Herrn verraten? Einundzwanzig hatte ja genau dieselbe Aussicht, gezogen zu werden, wie Sechsundzwanzig. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, daß der Herr sie für jünger hielt ...

„Sie werden sehen, gnädige Frau, Sie werden den Pelz gewinnen!“ Und er überreichte ihr das Los mit der Nummer 21. Ilse öffnete ihr Täschchen, entnahm ihm einen Hundertlirechein und handigte ihn dem Herrn ein, der sich mit höflichem Glückwunsch entfernte.

In Gedanken versunken faltete Ilse das Los zusammen und verpackte es in ihrem Täschchen. Als Robert kurz darauf zurückkehrte, um sie abzuholen, erzählte sie ihm von der Erwerbung des Loses.

„Hm,“ meinte Robert, „bei bloß neunzig Nummern ist die Chance tatsächlich groß ... Hoffentlich wird Nummer sechsundzwanzig gezogen ...“

Ilse erröthete wieder, flüchte aber Robert über ihren kleinen unschuldigen Schwindel nicht auf.

Nach dem Mittagessen saßen Ilse und Robert auf der großen Seeterrasse des Hotel Quarnero. Ilse wird immer nervöser, fortwährend denkt sie an ihr Los und an die Nummern einundzwanzig und sechsundzwanzig. Sie sieht die beiden Zahlen vor sich: Sie führen einen tollen Tanz auf, stürzen sich gegeneinander und kämpfen erbittert. Die Bewegungen der beiden Nummern im Angriff und Abwehrkampf sind so schnell, daß sie sie voneinander nicht unterscheiden kann. Und im Augenblick, da die eine Zahl als Siegerin auf der Walstatt bleibt, senkt sich ein grauer Nebel über das ganze sich filmartig vor ihr abrollende Bild, und sie sieht den Ausgang des Zweikampfes nicht mehr.

Plötzlich sagt Robert: „Jetzt könnten wir schon langsam zum Hotel Quisjana gehen.“

„Geh du allein hin, Robert ...“

„Bist du denn auf das Ergebnis der Ziehung gar nicht gespannt?“

„Oh ja, sehr sogar, aber ich bin zu nervös ... Begleite mich erst zur Pension, ich werde dort auf dich warten ...“

Robert blickt sie lächelnd an: „Nun, hoffen wir das Beste!“ Er begleitet Ilse zur Pension und geht dann in das Hotel Quisjana. In der Halle ist eine Menge Damen und Herren versammelt: wahrscheinlich Losesigntümer. Auf der Estrade sitzt an einem Tischchen eine vornehm gekleidete Dame: die Amerikanerin, die den Pelzmantel gespendet hat. Neben ihr steht ein sechsjähriges Mädchen in einem duftigen weißen Kleidchen. Die kleine soll

die Nummer ziehen. Auf dem Tischchen befindet sich eine Urne mit den neunzig Nummern. Der Sealmantel liegt auf einem mit rotem Samt bezogenen Beistuhl.

Punkt vier Uhr tritt ein Herr im Smoking an die Amerikanerin heran und flüstert ihr einige Worte zu. Die Dame fordert das kleine Mädchen auf, eine Nummer aus der Urne zu ziehen. Alle Anwesenden verfolgen die Bewegungen der Kleinen mit angehaltenem Atem.

Das Kind greift tief in die Urne, zieht eine Nummer heraus und reicht sie der Amerikanerin. Diese gibt die Zahl, ohne sie anzusehen, dem neben ihr stehenden Herrn, der sich an das Publikum wendet:

„Nummer sechsundzwanzig!“

Robert starrt glückstrahlend davon, ohne zu sehen, daß eine der anwesenden Damen, die das Los mit der gezogenen Nummer besitzt, zwischen den Leuten durch zur Estrade drängt, um den gewonnenen Pelzmantel in Empfang zu nehmen.

Wenige Minuten später stürzt Robert in das Zimmer, in dem Ilse in fieberhafter Erregung auf das Ergebnis der Ziehung wartet.

„Gewonnen! Nummer sechsundzwanzig hat gewonnen!“

Ilse starrt einen Augenblick wie geistesabwesend auf ihn, dann sinkt sie schluchzend auf das Sofa, in dessen Kissen sie das Gesicht verbirgt.

„Aber Kind, du wirst vor Freude doch nicht weinen!“ Er setzt sich neben sie und versucht sie zu beruhigen und aufzurichten. Aber Ilse weint immer heftiger. Ihr ganzer Körper wird vom Schluchzen geschüttelt.

Erst nach langem Zureden gelingt es Robert, der nicht begreifen kann, daß man vor Freuden so weinen könne, sie halbwegs zu beruhigen. Und nun gesteht Ilse mit noch verweintem Gesicht, daß sie nicht Nummer 26, sondern Nummer 21 hat.

Robert blickt sie verdutzt an: „Du hast mir doch gesagt, daß du die Nummer genommen hast, die deinem Alter entspricht ...“

Da beginnt Ilse von neuem zu weinen. Und jetzt errät Robert den wahren Sachverhalt. Er hätte eigentlich allen Grund, ihr Vorwürfe zu machen, aber angesichts ihrer Verzweiflung sieht er davon ab und versucht, ihr Trost auszusprechen. Vergebens. Ihr Schluchzen wird immer heftiger. Da faßt er in seiner Ratlosigkeit einen geradezu heldenhaften Entschluß. Er beugt sich zu ihr nieder, streicht liebevoll über ihre blonden Locken und flüstert ihr ins Ohr:

„Bitte hör doch auf zu weinen: Ich werde dir im Herbst einen Sealmantel kaufen ... Ja? Einen echten Sealmantel.“

Allmählich verebbt Ilses Schluchzen, und sie wendet ihm ihr verweintes Gesicht zu. Unter Tränen lächelt sie ihn verschämt und glücklich an, umhals und küßt ihn dankbar ...

Was der alte Eichbaum sagte.

Von Albert Reimold.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen. Die Sonne stieg in all ihrer Pracht am Himmel auf und erweckte durch ihre wärmenden Strahlen die dufterfüllte Natur zu neuem Leben.

Junge, geschmeidige Birken, die ein helles Bächlein umsäumten, wiegelten sich selbstgefällig im klaren Wasser. Das Weiß ihrer schlanken Stämme leuchtete im Sonnenschein durch die jungen grünen Blätter, die leise rauschend im Winde sich hin und her neigten. Sie schienen wie frohliche Kinder, die sorglos ihre Locken im Winde spielen lassen.

Verdrießlich sah es eine in der Nähe stehende Kiefer, die schon allerlei Alterserscheinungen aufzuweisen hatte.

„Immer sind sie vergnügt, diese jungen, mutwilligen Dinger“, medierte sie gränlich. „Das tanzt und hüpfet und lebt nur so in den lieben blauen Tag hinein, als ob das Leben eiter Sonnenschein wäre. Kein bißchen Überlegung hat solch Volk und denkt nicht im mindesten an den kommenden Winter! Wir kann ja nichts passieren, ich habe meinen schönen, warmen Nabelpelz“, frohlockte sie, „ihre aber steht später gänzlich kahl da und friert! Dann ist der Jammer groß! Vorher aber gebt ihr euch den Winden zum Gespielen hin und noch im rauhen Herbststurm tanzen eure Blätter Ringelreihen am Grabe!“

„Du hast natürlich immer recht, liebe Muhme“, lachten die jungen Birken. „Wer wagt dir zu widersprechen? Leider sind wir nicht so klug und weise wie du! Es liegt nun einmal nicht in unserer Art vorzujagen und stets voller Wangen an den Winter zu denken. Wenn der liebe Sonnenschein kommt, müssen wir ihn in tiefen Zügen schlürfen, tanzen und lustig sein!“ Dabei wiegten sie sich amüßig zum Finkenflügel und nach dem Konzert der Grillen.

„Ihr seid immer naseweis, ihr unbändigen Dinger! Klugheit sorgt vor, merkt euch das!“ belehrte die Tanne sie. „Ich speichere von der Sonnenkraft einen guten Teil für den Winter auf, ihr aber geht verschwenderisch damit um und verbraucht sie gänzlich für euer Blattglimmer!“

„Laßt sie nur das junge Leben genießen und sich des Lichts

erschauen", wuschte sich begütigend ein jahrhundertes alter Eichenbaum in die Rebe. Er kannte die Welt und war ein weiser Philosoph geworden. "Seht, liebe Frau Ruhme", fuhr er fort, "der blaue Himmel, der goldene Sonnenschein, das blühende, prangende Leben ladet uns alle ein zur Freude und Genießen. Spielen, singen, tanzen ist ein Grundtrieb der Natur, überall wirkt und schafft ihre unendliche Macht. Nichts geschieht ohne Grund und alles Geschehen ist bedingt durch eine gesetzmäßige Notwendigkeit!"

"Um, hm", brummte die alte Kiefer verlegen, denn sie konnte den Sinn dieser Worte nicht ganz erfassen, wagte aber nicht, es zu bekennen, um sich keine Blöße zu geben. "Immerhin", medierte sie weiter, "ich habe auch meine Erfahrungen..."

Währenddessen kamen zwei junge Menschenkinder, ein Bursche und ein Mädchen, Hand in Hand dahergeschritten. Sie trug ein helles, gebülmtes Kleidchen und hatte ein Gesichtlein wie die Madonna. Barte weiße Haut, einen fischroten Mund, strahlende Augen wie das Himmelsblau und Haare so goldig wie die liebe Sonne. Sie wiegten sich beide beim Gehen genau wie die Birken und ließen ihre Haare lustig im Winde flattern.

Die Birken freuten sich über diesen Besuch. "Endlich zwei frohe Gesichter, die zu uns passen!" jubelten sie und rauchten zum Willkommen mit ihren grünen Kronen.

"Natürlich", höhnte die Kiefer, "immer die alte Geschichte! Gleich und gleich gesellt sich gern! Die beiden unerfahrenen Dinger gleichen euch leichtfertigen Birken wie ein Ei dem andern. Aber später, dann wollen wir uns einmal wiederersprechen, später..."

Die beiden jungen Menschenkinder ließen sich auf den blumenbeduhten Rasenteppich zu Füßen der Birken nieder, legten beiseite die Köpfe zusammen und schauten, fern vom Dasten und Jagen der Welt, gedankenverloren in das grüne Blätterdach der Bäume. Leise rauchten die Zweige im Winde, die Vögelin schmetterten frohe Lieder, die Grillen zirpten munter im Chor, und ein Starmah schaute lug und wissend auf die jungen Menschenkinder herab.

"Wie froh und glücklich macht mich die Natur in ihrer unermeßlichen Pracht und Herrlichkeit", flüsterte das junge Mädchen. "Fröhlichkeit schafft Mut und Hoffnung und alle Sorgen sind plötzlich verflogen. Liebstes", sprach sie innig, "manchmal siehst du so misstrauisch drein, wie diese alte, knorrige Kiefer hier. Du mußt mehr Vertrauen zu dir haben! Mutig, mit hellen, frohen Augen laß uns in die Zukunft schauen, wie diese Birken, deren Blätter so lustig im Winde tanzen. Ich halte es lieber mit den Birken!"

"Da hörst du es, liebe Ruhme", lüchelten die Birken zur Tanne hinüber, die sich ärgerlich die Ohren zuhielt.

Der junge Bursche betrachtete nachdenklich die Kiefer und die Birken und richtete dann seinen Blick hilfesuchend zum Himmel. Es war, als spende ihm die Sonne neue Kraft und Hoffnung, als er plötzlich aufsprang, die Arme weit ausbreitete und rief: "Ja, nur durch Mut und Vertrauen auf die eigene Kraft können wir uns die Welt wieder gewinnen und uns aus der schwarzen Nacht dieser Not retten! Laßt Licht und Luft unsere tief aufatmende Brust umspülen! Leben und Wahrheit verkünden sich uns nur aus der großen freien Natur!"

Fröhlich ergriß er einige Birkenweiser, focht einen Kranz daraus und setzte ihn seiner Liebsten auf's Haupt. Dann zog er sie innig an sich, nannte sie scherzhaft seine kleine Frühlingskönigin und rief jubelnd: "Sieh! die Sonne! sie strahlt über uns in ihrem unendlichen Lichte sie strahlt für alle ... sie ist auch unsere Sonne!"

Stolz aufgerichtet schritten sie dahin, hinein in den sonnigen Morgen, die Hände fest ineinander gelegt. Von Ferne erklangen die feierlichen Klänge der Morgenglocken, die ihnen der Wind auf leichten Schwingen zutrug.

Birken und Vögelin schauten ihnen fröhlich nach und der alte Eichenbaum triumphierte: "So ist es recht! Das Leben meistern trotz Sturm und Wetter, im aufgelegten Daseinstamp und nicht vertrauern in trüber Tannenstimmung! Auch nach dunkelster Nacht geht die Sonne wieder auf!"

Regensonntag.

Von Julius Kreis.

Man haßt ihn. Wie man so manches Liebenswerte aus Gewohnheit, Übereinkommen, Brauch ablehnt, weil man nie die schönere Rehrseite betrachtet hat. Fräulein Fanny haßt diesen Regensonntag, weil sie ihr neues Sommerkostüm am Samstagabend bekommen hat. Herr Emil flucht ihm, weil er für diesen Sonntag mit Fräulein Rosa einen Ausflug geplant hat, Herr Schlumbacher, der Wirt der "Einkauf" in Großtipfelham ist erbost, weil seine Regensburger Würste liegen bleiben.

Wir aber, die wir weder an neuen Kostümen noch an Geschpust, noch an Regensburgern interessiert sind, können uns einmal sachlich und mit menschlicher Wärme des viel-

verlästerten Regensonntags annehmen. Sonst hat uns am schönen Feiertag um 4 Uhr früh ein barbarischer Weder aus den Federn herausgebimmelt, und halbausgeschlafen, verlatert und mit bleiernen Füßen hat man sich zum Bahnhof geschleppt und durch eine Menschenmauer zum überfüllten Zug durchgeklümpert.

Wie anders am Regensonntag-Morgen! — Draußen podern die Tropfen aufs Fensterblech, und man hat das beruhigende Gefühl: Heute braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen: Soll ich — soll ich nicht ... Man ist der Beschlusse des Entschlusses enthoben. — Nun stellt man sich das Unwirkliche, Nasse, Kalte draußen vor und widelt sich fester in die warme Decke. — Ganz Kassinierte, wie mein Freund Fritz, ziehen den Weder auf, lassen ihn genießerisch abraffeln, schicken ihm dann eine freundliche Einladung zu und legen sich befriedigt aufs andere Ohr.

Man kann getrost in den Vormittag hinein schlafen, ohne Gewissensbisse vor einem blauen Himmel. Dann macht man sich mit Muße, mit Weile, mit Genuß zurecht. Es preßiert nicht. Das Kassieren kann einmal geradezu zum Genuß werden. Wenn man sich dabei schneidet, hat's keine Eile. — Man hat Zeit, den Schlips zu binden. Kein rollendes Kragentüpfel bringt uns in Not. Mag es ruhig unter Sofa tollern! Wir haben Zeit, es hervorzuangeln. (Aber gerade an solchen Tagen tut uns die Bestie den Gefallen nicht; denn sie weiß: Heute kann sie uns nicht ärgern, und sie verschiebt es bis auf eine glücklichere Zeit — etwa einmal auf zehn Minuten vor Zugabgang.)

Wir frühstücken langsam und gründlich und lesen dabei die sonst ein bißchen stiefmütterlich behandelte Zeitung bis auf die Nagelprobe, bis zum letzten Inserat. Dabei ist man voll Wohlwollen — denn man hat Zeit und ist leicht geneigt, große und kleine Politik weniger scharf zu nehmen, als wenn sie während des Jagens von einer Trambahn zur anderen konsumiert werden muß.

Etwas seltsamer geartete Naturen verfallen an so einem Regensonntag auf die an sich nicht zu verabscheuende Idee, eine Galerie oder ein Museum zu besuchen.

Mittags gönnt man sich — weil's doch schon ein verregneter Sonntag ist, einen guten Happen, vielleicht eine kleine Flasche dazu. Wie hat man sich beim letzten Ausflug über den zähen Nierenbraten und über das alte Bier geärgert, das einem die Kellnerin in Schneizham nach einem Duzend Reklamationen gebracht hat. — Und hernach war man von Marisch, Arger und Essen müd und hätte ein Mittagsschlafers sehr begrüßt. Aber der Boden war noch zu feucht.

Am Regensonntag aber legen wir uns auf die mehr oder minder schwellende Ottomane, rauchen einen guten Tabak und schmökern ein bißchen in einem amüsanten Buch, bis man herrlich und in Freuden in den grauen Nachmittag hinein schläft. Dann, wenn's draußen immer noch vom Himmel gießt, schreiben wir längst fällige Briefe (die sonst doch nie geschrieben würden) und wir schreiben sie gern, und es geht leichter als sonst, es fällt uns sogar was ein; denn wir haben ja Zeit.

Ist man zufällig eine Frau, so probiert man seine Kleider durch, garniert zum Spaß ein Hütchen, macht sich ein halbes Duzend Frisuren oder läßt sich ein paar Freunde und Bekannte zu einem Kaffeeplausch ein.

Andere, Tatkräftigere, setzen sich ans verstaubte Klavier und spielen nach Jahren wieder einmal eine Clementi-Sonate oder die „Freischütz“-Ouvertüre, nur so sich zum Spaß, und finden, daß es eigentlich noch ganz gut geht. Der Bastler macht etwas Faabelhaftes an seinem Radioapparat oder flükt den Küchenstuhl oder den Hanswurstel vom Kleinen Schorshl.

Verträumtere Naturen framen in Schubladen und Kästen die vergangenen Jahre aus: Kindererinnerungen, Schulbilder, Photos, alte Zeitungen, Briefe und Andenken längst Entschwundener. Man liest mit Lächeln und Genuß in einem vergilbten Heftchen die glühenden Verse, die man als Jüngling gedichtet hat und findet, daß man durch die Jahre und durch das Regenwetter doch sehr wohlthuend in Bezug auf Dichtung und auf Leidenschaft temperiert worden ist.

Am Abend aber sitzt man mit guten Freunden am Stammtisch oder in einer gemütlichen Ecke — ausgeruht, aufgeräumt, ausgeglichen, tratscht, spielt eine Schachpartie oder musiziert ein bißchen. Bewegtere Menschen vertrauen sich dem Kino oder Theater an und ergötzen sich an den Fährnissen und Schicksalen der Helden und Heldinnen, die so oft durch Sturm und Wettersnot müssen, zu Fuß, im Auto und im Aeroplan, während man selbst so schön im Trockenen sitzt. Ich lobe mir den Regensonntag!